

[Nachdruck verboten.]

20]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Wohl bekomm's, Caballeros. Habt Dank für Euer Anerbieten, aber ich trinke nicht.“

Und er setzte, indem er einem mit einem Glas bewaffneten Verehrer auswich, seinen Weg fort, wurde aber in einer anderen Straße von zwei alten Frauen, Freundinnen seiner Mutter, aufgehalten. Sie wünschten, er möge dem Enkelkind einer von ihnen zu Gebatter stehen. Ihre arme Tochter konnte jeden Augenblick niederkommen; ihr Schwiegersohn war ein leidenschaftlicher Verehrer Gallardos, der schon mehrere Male beim Verlassen des Zirkus seine Verteidigung übernommen hatte und dabei in Händel verwickelt worden war, sich aber nicht getraute, ihn selbst anzusprechen.

„Aber den Teufel auch! . . . Bin ich etwa eine Amme? Ich habe mehr Patenkinder, als es im Findelhaus gibt.“

Um sie los zu werden, riet er ihnen schließlich, mit seinem Mütterchen zu sprechen. Sie würde bestimmen. Und er schritt weiter und hielt sich nicht mehr auf, bis er in die Sierrpes-Straße kam; einige wurden mit einem Gruße abgefunden, andere genossen die Ehre, an seiner Seite ein paar Schritte vor aller Augen gehen zu dürfen.

Er näherte sich dem „Klub der Fünfundvierzig“, um zu sehen, ob sein Verwalter da wäre; es war dies eine Vereinigung von Aristokraten mit beschränkter Mitgliederzahl, wie schon ihr Name andeutete, in der nur über Stiere und Pferde geredet wurde. Sie bestand aus reichen Liebhabern der Stiergefächte und aus Stierzüchtern, und der Marquis de Moraima nahm, wie ein Drakel, eine der ersten Positionen ein.

Auf einem dieser Spaziergänge, es war am Freitagabend, kam Gallardo der Wunsch an, in die Pfarrkirche von San Lorenzo einzutreten.

Auf dem Platze davor hielten prächtige Equipagen; die Vornehmsten der Stadt beteten an jenem Tage vor dem wundertätigen Bild Unseres Herrn Jesus von der großen Macht. Schwarzgekleidete Damen, mit kostbaren Schleiern geschmückt, entstiegen ihren Kutschen, und von den weiblichen Besucherinnen angezogen, traten die Männer in die Kirche ein. Gallardo tat ein Gleiches. Ein Stierfechter soll die Gelegenheit benützen, mit hochgestellten Leuten zusammenzukommen. Der Sohn der Sennora Augustias fühlte den Stolz eines Siegers, wenn die reichen Herren ihn grüßten, und elegante Damen, ihn mit den Augen bezeichnend, seinen Namen flüsternten.

Im übrigen war er selbst ein Verehrer des Herrn zur großen Macht. Er duldete die Ansichten des Nacional über Gott oder die Natur ohne großen Unwillen, da die Gottheit für ihn ein entfernt liegender und unbestimmter Begriff war; er duldete sie ungefähr so, wie man in aller Ruhe allerlei Klatsch über jemand anhören kann, den man nur von Hörensagen kennt. Aber die heilige Jungfrau der Hoffnung und der Herr Jesus von der großen Macht existierten für ihn seit seiner frühesten Jugend, und was sie anbetraf, durfte ihm keiner zu nahe treten.

Sein rauhes Gemüt geriet in Wallung bei der Betrachtung der Schmerzen Christi, wie er, das Antlitz mit Schweiß bedeckt, sein Kreuz schleppte. So waren ihm manche Berufsgenossen erschienen, die er im Krankenzimmer des Stierzirkus ausgestreckt gesehen hatte. Mit einem so mächtigen Herrn mußte man auf alle Fälle gut stehen; und vor dem Bilde betete er inbrünstig einige Vaterunser, wobei die widercheinenden Herzen wie glänzende Sterne aus seinen dunklen Augen schimmerten.

Unter den vor ihm knien Frauen entstand eine Bewegung, die seine Aufmerksamkeit ablenkte.

Durch die Reihe der Betenden und von allen Blicken verfolgt, schritt eine Dame von schlankem Wuchs und ungeheurer Schönheit, in helle Farben gekleidet, auf dem Kopfe

einen großen federgeschmückten Hut, unter dem das helle Gold ihres Haars lebhaft glänzend hervorstrahlte.

Gallardo kannte sie. Es war Donna Sol, die Nichte des Marquis de Moraima, die Botschafterin, wie man sie in Sevilla nannte. Ohne auf die neugierigen Bewegungen der Frauen zu achten, ging sie zwischen den Reihen hindurch, von ihren Blicken und ihrem Wortgeflüster befriedigt, die sie wie eine selbstverständliche Guldigung aufnahm.

Der exotisch elegante Anzug und der riesige Hut stachen von den dunklen Kleidern der übrigen Frauen ab. Sie kniete nieder, neigte den Kopf, wie wenn sie einige Augenblicke betete, und dann ließ sie ihre klaren, mit Goldglanz gefüllten Augen ruhig durch den Tempel gleiten, als ob sie in einem Theater die Zuschauer gemustert und bekannte Gesichter gesucht hätte. Wenn ihre Augen das Gesicht einer Freundin trafen, schienen sie zu lächeln, und als sie weiter streiften, begegneten sie denen Gallardos, die fest auf sie gerichtet waren.

Veischeidenheit war nicht Sache des Matadors. Daran gewöhnt, allgemein begafft und bewundert zu werden, glaubte er ohne weiteres, daß da, wo er war, alle Blicke sich notwendigerweise auf seine Person zu richten hätten. In vertraulichen Stunden hatten ihm viele Frauen die Aufregung und Begierde eingestanden, die sie empfanden, wenn sie ihn zum ersten Male in der Arena erblickten.

Donna Sol senkte ihren Blick nicht, als er mit dem des Stierfechters zusammentraf, vielmehr bestete sie ihn, mit der Ruhe einer Weltkame, fest auf den Matador und zwang diesen, der vor den vornehmen Leuten Respekt hatte, den seinigen abzulenken.

„Kapitales Geschöpf!“ dachte Gallardo sofort, unter allerlei Nebenvorstellungen. „Ob sie mir wohl im Geheimen zugetan ist? . . .“

Beim Heraustrreten aus der Kirche blieb er an der Tür stehen, da er das Bedürfnis fühlte, sie noch einmal anzusehen. Sein Herz sagte ihm etwas Außerordentliches voraus, wie an den Nachmittagen, da er in der Arena Glück hatte. Es war dasselbe geheimnisvolle Ahnen, das ihn trieb, auf dem Kampfplatz dem Widerspruch des Publikums kein Gehör zu geben und immer größere Tollkühnheiten zu begehen, die stets den größten Erfolg hatten.

Als sie zur Kirche heraustrat, schaute sie ihn ohne Ver fremden an, als ob sie erraten hätte, daß er sie an der Tür erwarten würde. Sie bestieg einen offenen Wagen in Begleitung zweier Freundinnen, und als der Kutscher die Pferde anspornte, wandte sie sich noch einmal um, indem ein leises Lächeln ihren Mund umspielte.

Gallardo war den ganzen Abend sehr zerstreut. Er dachte an seine früheren Liebschaften, an die Erfolge der Bewunderung und der Neugier, die er durch seinen Wagemut errungen hatte, Eroberungen, die ihn mit Stolz erfüllten, auf Grund deren er sich für unwiderstehlich hielt und deren er sich jetzt doch etwas schämte. Ein Weib wie dieses, eine vornehme Dame, die weit gereist war und in Sevilla wie eine enthronte Königin lebte! . . .

Das wäre eine Eroberung! Zu der Bewunderung ihrer Schönheit gefellte sich noch ein gewisse Ehrfurcht des Niedriggeborenen vor der Aristokratin. Würde es die Aufmerksamkeit dieser Frau auf sich ziehen? Keinen größeren Triumph konnte es für ihn geben.

Sein Verwalter, der mit dem Marquis de Moraima sehr befreundet war und in Beziehungen zu den besten Gesellschaftsklassen Sevillas stand, hatte ihm einige Male von Donna Sol gesprochen.

Sie war kurz vorher, nach einer jahrelangen Abwesenheit, wieder nach Sevilla zurückgekehrt, wo sie die Begeisterung der männlichen Jugend erweckte. Nach langem Aufenthalt im Auslande sehnte sie sich wieder nach Dingen ihrer Heimat, sie fand Gefallen an den volkstümlichen Gebräuchen, und alles erschien ihr sehr interessant, sehr eigenartig, sehr künstlerisch. Die Stiergefächte besuchte sie in dem klassischen Kostüm einer Maja, indem sie den Schmuck und die Haltung der anmutigen Frauen, wie sie Goya gemalt hat, nachahmte. Von starkem Körperbau, an Sport gewöhnt, eine vortreffliche Reiterin, ließ sie sich oft zu Pferde in den Straßen sehen,

Im schwarzen Amazonenkleid, mit einem kurzen Rock, mit roter Halsbinde und auf dem goldenen Schmuck ihres Haars einen breiten Filzput. Zuweilen trug sie, quer vor sich über den Sattelnopf gelegt, einen lanzenartigen Stab und besaß sich in Begleitung einer Anzahl Befannten auf die Landgüter, um Stiere zusammenzutreiben und zu Falle zu bringen, eine gewagte, an Gefahren reiche Zerstreung, die ihr sehr gefiel.

Sie war kein Kind mehr. Gallardo konnte sich noch schwach entsinnen, sie in ihren Mädchenjahren an der Seite ihrer Mutter auf der Promenade gesehen zu haben, während er, der arme Schlufer, um die Räder des Wagens sprang und Zigarrenabfälle suchte. Sie waren unzweifelhaft von demselben Alter; sie mußte am Ende der Zwanziger sein; aber wie strahlend, wie verschieden von anderen Frauen! Sie glich einem Paradiesvogel, der in einen Hühnerhof mitten unter stattliche und wohlgenährte Hennen geraten war.

Don José kannte ihren Lebenslauf. . . Ein etwas lockerer Vogel, diese Donna Sol. Ihr romantischer Vorname paßte vortrefflich zu ihrem sonderbaren Wesen und der Ungebundenheit ihrer Lebensweise.

Nach dem Tode ihrer Mutter und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens hatte sie sich in Madrid mit einem hochgestellten Herrn verheiratet, der ihr an Jahren ziemlich voraus war, der ihr aber als Botschafter an verschiedenen Höfen eine große gesellschaftliche Stellung bieten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

15] Wenn die Natur ruft.

Von J. A. D. London.

Autorisierte Uebersetzung von A. Löns.

(Schluß.)

Nun hatte er Tag und Nacht keine Ruhe; Bud ließ ihn nie zufrieden, ließ ihn kein Blättchen vom Strauch pflücken, keinen Tropfen Wasser aus dem Bach schöpfen. Er durste seinen brennenden Durst nicht stillen und hörte doch das Wasser oft unter seinen Füßen rauschen. In heller Verzweiflung flog er oft in langen Fluchten davon. Dann war es Bußs Ehrgeiz durchaus nicht, ihm hart auf den Fersen zu bleiben; er ließ sich Zeit, denn er holte ihn doch, wenn es sein mußte, in wenigen leichten Sprüngen ein. Er ließ den Elch auch ruhig lange Zeit stehen und legte sich still daneben, und griff erst an, wenn er sich öfen oder tränken wollte.

Der schwere Kopf unter den großen Schaufeln sank immer tiefer zur Erde, der Gang wurde unsicherer von Stunde zu Stunde. Der Elch verhoffte jetzt oft und lange, die Muffel berührte fast das weiche Moos, die Laufeder hingen schlaff nach vorn, und Bud fand Zeit genug, für sich selbst Nahrung zu suchen.

Wenn er so still dalag und den Elch im Auge hatte, dann war es Bud manchmal, als ob etwas vorging im Lande. Als die Erde einzog, schien auch etwas anderes gekommen zu sein, aber er wußte nicht, was es war. Er konnte es nicht sehen, nicht hören und nicht riechen, aber mit einem anderen namenlosen Sinn vernahm er es doch. Es gingen seltsame Dinge vor, und wenn er die Sache mit dem Elch erledigt hatte, wurde es Zeit, danach zu sehen.

Endlich am Abend des vierten Tages zog er den alten Schaufeln nieder. Einen Tag und eine Nacht schenkte er sich Ruhe und fraß sich satt. Dann trat er erfrischt den Rückweg an. Im kurzen gleichmäßigen Trab ging es voran, immer geradeaus, ohne Zeitverlust, ohne auch nur eine unnötige Schleife zu machen, geradezu auf das Lager; keine Magnetnadel hätte genauer die Richtung zeigen können.

Und immer sicherer wurde er, daß etwas im Lande geschehen sei, von dem er nichts wußte. Er hörte die Vögel davon reden, die Eichhörnchen darüber schelten, und der Wind flüsternte geheimnisvoll davon. Dann und wann blieb er stehen, sog die frische Morgenluft in langen Zügen ein, aber mit ihr auch etwas, das ihn zu einem eiligeren Laufe antrieb. Erst als er in das Tal einbog, wo das Zelt stand, gebrauchte er Vorsicht.

Er kam auf eine Fährte, und diese Fährte führte geradeaus in das Lager, wo John Thornten war. Die Rückenpaare sträubten sich, seine Augen glühten, jeder Nerv an ihm beble. Er wußte jetzt alles, nur das Ende noch nicht. Seine Nase hatte es ihm gesagt, in dessen Fußspuren er trat. Er empfand eine Stille des Baldes, die er nie empfunden; alles Vogelleben war tot; kein Eichhörnchen rührte sich. Nur eins sah er, ein kleines graues Kerlchen, das sich dicht an einen rauhen grauen Stamm drückte.

Wie ein Schatten glitt Bud dahin, aber plötzlich war es ihm, als würde er mit eisernem Griff zur Seite gezogen. Er folgte der Weisung seiner Nase und fand im Dickicht Moor. Da lag er

lang ausgestreckt, tot, von Pfeilen durchbohrt, deren besetzte Enden aus seinem Körper herausfielen.

Hundert Schritte weiter stieß Bud auf einen der neuen Schlittenhunde, die Thornten in Dawson gekauft hatte. Er lag im letzten Todeskampf. Vom Lagerplatz kam das Geräusch vieler Stimmen und ein eintöniger Gesang. Auf dem Gesicht liegend fand er Hans, mit Pfeilen bedeckt, wie ein Stachelschwein mit Stacheln. In demselben Augenblicke konnte er den Platz vor dem Zelt übersehen, und vor seinen Augen glänzte es blutigrot. Es war die Welle der Wut, die ihn überließ. Er wußte es selbst nicht, daß er es war, der das Geheul ausstieß, das jetzt die Luft erschütterte. Es war das letzte Mal in seinem Leben, daß die Leidenschaft bei ihm Herr wurde über den Verstand. Es war die Liebe zu John Thornten, die ihn den Kopf verlieren ließ.

Es waren Pechats-Indianer, die dort auf dem freien Platze vor dem Zelt ihre Tänze aufführten und dazu sangen. Plötzlich hörten sie ein furchtbares Geheul und sahen ein Tier, wie sie noch keins gesehen hatten. Es war Bud, der sich zwischen sie stürzte. Er sprang auf den ersten zu, es war gerade der Häuptling, warf ihn zu Boden und riß ihm die Gurgel auf, daß das Blut weit umherspritzte. In der nächsten Minute hatte er es mit dem zweiten gerade so gemacht, und auch über den dritten fiel er schon her. Er qualte sein Opfer nicht; dazu ließ er sich nicht Zeit. Von rechts nach links, nach hinten, nach vorn sprang er, zerriß, zerbiß und zermalmte, was ihm in den Weg kam. So schnell ging alles, und so eng hatten die Indianer zusammengeseßen, daß sie nicht einmal ihre Pfeile gebrauchen konnten. Ein junger Krieger, der mit dem Speer nach Bud warf, traf einen anderen Indianer mit solcher Macht durch die Brust, daß das Speerende zum Rücken wieder herauskam. Eine Panik entstand, und Todesgeschrei durchschellte die Luft. Alle flohen in den Wald, als ob der böse Geist hinter ihnen wäre.

Und wie der leibhaftige Satan gebärdete sich Bud in seiner Wut. Es war ein Schicksalstag für die Pechats. Weit über das Land wurden sie zerstreut, und erst eine Woche später sammelten sie sich in einem entlegenen Tale; es waren ihrer aber nicht mehr viele. Als Bud von ihrer Verfolgung zurückkam, fand er zunächst Peter, der schon auf seinem Lager im Schilf erschlagen war. Thorntens verzweifelter Kampf las er aus den Fußspuren im Sande und verfolgte sie bis hinunter an den tiefen dunklen See. Am Ufer, die Vorderfüße im Wasser, lag Skeet, treu bis in den Tod. Der See aber war trübe und schlammig, und was er enthielt, war nicht zu sehen. Bud aber wußte es. John Thorntens Fußspuren führten hinein, aber nicht wieder heraus.

Den ganzen Tag lag der Hund dort oder wanderte ruhelos um das Zelt. Der Tod war ein Aufhören jeder Bewegung, jedes Lebens; das hatte er oft beobachtet und er wußte, daß John Thornten tot war. Er fühlte eine große Leere in sich und ein Gefühl des Schmerzes, wie Hunger. Aber es war ein Hunger, der nie gestillt werden konnte. Zu Zeiten, wenn er den Spuren der Pechats nachjagte und wieder ein paar zu Tode brachte, dann vergaß er den Schmerz wohl auf Augenblicke, und Stolz erfüllte sein Herz. Er hatte das edelste Wild gebeht, Menschen gejagt, Menschen getötet, und zwar nach dem Geheiß des Reichthums, mit dem Recht des Stärkeren war es geschehen. Er beschneufelte die Toten neugierig. Sie waren so leicht zu töten; mit einem Polarhund gab es einen viel härteren Kampf. Menschen waren keine würdigen Gegner, wenn sie nicht Knüppel oder Speere hatten; er würde sie nie mehr fürchten, höchstens die Waffen in ihrer Hand. Die Nacht kam, und der Vollmond stand still am Himmel über den dunklen Bäumen. Bud lag traurig am Ufer des Sees. Da tönte ein Laut zu ihm herüber, den er kannte. Er klang so nah und klang doch fern. Es war der Ton, den er schon oft gehört hatte in einer anderen Welt, der Ton, den seine Erinnerung ihm bewahrt hatte. John Thornten war tot; jetzt wollte er dem Rufe folgen, denn das letzte Band war zerrissen, das ihn an die Menschheit band.

Auf ihren Jagdzügen waren die Wölfe durch das Land der Ströme und Seen gezogen bis hier in das Tal. Im Mondschein kamen sie daher wie ein Silberstreifen, und Bud stand hoch aufgerichtet, sie zu erwarten. Sie standen starr vor Schrecken, als sie ihn plötzlich sahen, und es dauerte lange, bis der kühnste unter ihnen zum Angriff vorsprang. Bud faßte ihn gut und brach ihm das Genick. Dann stand er wieder da, regungslos und still. Drei andere versuchten ihr Heil und zogen sich blutüberströmt zurück.

Plötzlich fielen alle zusammen über ihn her, und nur seine fabelhafte Gewandtheit konnte ihn retten. Er schnappte nach rechts und nach links, war hier und dort zu gleicher Zeit, allerwärts und nirgends. Er mußte sich nur vorsehen, daß er sich den Rücken freihieß. Langsam ging er rückwärts bis an die Bucht am See. Dort hatten sie beim Goldwaschen einen Haufen Sand und Steine aufgeworfen. Sie rückwärts schiebend, drängte er sich hinein, sodas er von drei Seiten geschützt war und sich nur nach vorne zu verteidigen brauchte.

Und so gut verstand er es, daß die Wölfe sich nach einer halben Stunde mißmutig zurückzogen. Sie schnaubten vor Wut, und ihre weißen Zähne leuchteten unheimlich vor Mordlust. Sie wußten aber nicht, was sie zunächst tun sollten; einige legten sich mit gespitzten Ohren nicht weit von Bud hin, andere standen und beobachteten ihn scharf, während einige zum Wasser hinunter gingen und tranken. Endlich kam ein Wolf näher. Es war ein alter, magerer, halb lahmer Geselle; er hob die Nase schnuppernd

in die Luft und kam dann freundlich knurrend näher. Da erkannte Bud in ihm seinen wilden Bruder, mit dem er eine ganze Nacht und einen Tag durch die Wildnis gezogen war.

Dann trat ein alter, mit Narben bedeckter Wolf herzu, der anscheinend auch freundlich gesinnt war. Bud aber flüchtete die Fährne und knurrte grimmig. Da setzte sich der Wolf, richtete die Nase empor zum Mond und stieß ein jämmerliches Geheul aus. Bud horchte auf. Das war der Ruf, jetzt erkannte er ihn genau, und eine unbestimmte Macht zwang ihn herborzukommen, sich neben den Alten zu setzen und einzustimmen. Dann kam einer nach dem anderen heran, beschnupperte ihn und schloß sich dem Geheul an. Plötzlich sprang der Wolf auf und lief dem Walde zu, die anderen Wölfe folgten. An der Seite des wilden Bruders stürmte Bud laut bellend davon.

Es dauerte nicht lange, bis die Nechats bemerkten, daß die Wölfe ihr Aussehen änderten. Einige hatten tiefbraune Flecken am Kopfe und ein weißes Mal vor der Brust. Und immer, wenn sie die Wölfe sahen, bemerkten sie an der Spitze des Rudels einen ungeheuer großen Wolf. Sie nannten ihn den Geisterwolf und fürchteten ihn mehr als alle anderen. Sie wußten wohl, daß er es war, der ihr Lager bestahl und ihre Falken beraubte, aber er tat es mit solcher Schlauheit, daß sie ihm nichts anhaben konnten. Sie gaben es auch auf, sich gegen ihn zu wehren, denn er zerriß alle ihre Hunde und fürchtete selbst ihre tapfersten Krieger nicht. Es waren viele, die sie schon mit aufgerissenem Halse gefunden hatten, und stets waren Spuren in der Nähe, die größer waren, als die eines gewöhnlichen Wolfes.

Jedes Jahr bei Beginn des Winters, wenn die Eise in die wärmeren Gegenden ziehen, und die Nechats ihnen folgen, dann vermeiden sie ein gewisses Tal. Viele Frauen verhäßten ihr Gesicht, wenn am Lagerfeuer davon gesprochen wurde, was einstmal gesehen ist, als der böse Geist dort zum ersten Male gesehen wurde.

Dieses stille Tal hat aber einen Bewohner, und das ist ein großer Wolf mit seidenglänzendem, prächtigen Fell. Da, wo aus vertrockneten Säden von Elchhaut ein glänzender gelber Strom zwischen die langen Grashalme fließt, liegt er oft stundenlang und starrt still vor sich hin; manchmal geht er auch hinunter und sieht in das dunkle Wasser des stillen Sees, und ein Geheul, schrill und jämmerlich, erfüllt die Luft.

Er ist nicht immer hier. Wenn die Wölfe vor den langen Winternächten des Nordens fliehen und ihren Beutetieren zum Sünden folgen, dann läuft Bud in langen Säden an der Spitze des Rudels und stimmt beim bleichen Scheine der Mitternachtssonne mit ein in den uralten Sang der Wölfe.

Björnstjerne Björnson,

der stark und rauflustig wie das Raubtier, in seinem Namen Björe nämlich, der Vär, als Publizist, Lyriker, Dramatiker, Volksredner seit einem halben Jahrhundert den heimatischen Norden in Atem gehalten, aber auch das übrige Europa zu erregen vermocht hat; der gleich dem Sternbild (Björnstjerne = der große Vär), das sein Rufname bezeichnet, am Himmel der Weltliteratur glänzt: — er ist nicht mehr. Seltsam! Die Heimat verließ er wohl, mit Todesahnungen im Herzen, um am Strand der Seine zu sterben. Und wie anders hatte er doch vor fast drei Jahrzehnten gedacht und geschrieben? Als 1880 das Gerücht durch deutsche Blätter ging, daß Björnson, der heimischen Streitigkeiten satt, seinen Aufenthalt in München nehmen würde, schrieb er in einem Privatbrief: „Ich will in Norwegen wohnen, ich will in Norwegen prügeln und geprügelt werden; ich will siegen und sterben in Norwegen.“ Nun ist es anders gekommen. Aber wenn gleich; Björnson war ja in Paris ebenso heimisch, wie in Deutschland, Italien oder wie bei sich zu Hause zwischen Fjorden und Stränden. Jetzt, da ihn der Tod abgerufen, der bereits seit Monaten die Knochenhand mahnend auf des tatfrohen Reden breite Schulter gelegt hatte, jetzt empfinden wir mehr denn je, was er auch uns gewiesen. Ein Clanhauptling und zugleich Seher und Stalbe schritt er durch seines Volkes Mitte. Oder noch ein anderer. Wie hatte er bei der Enthüllung des Bergeland-Denkmal am 17. Mai 1881 gesprochen? „Ihr habt wohl alle davon gehört, daß Henri Bergeland eine Zeit lang mit den Taschen voller Baumstämme einherging, auf seinen Spaziergängen hier und da eine Hand voll hinauswarf und seine Kameraden veranlassen wollte, dasselbe zu tun; denn man könne nicht wissen, was daraus aufginge.“ Dies Gleichnis paßt auch auf Björnson. Er ist, hat einmal Georg Brandes gesagt, der große Sæmann Norwegens. Das Land ist ein Gebirgsland, kahl und wild. Gar manch ein Saatfloß fällt auf felsigen Boden und wird vom Winde fortgeweht; aber wo Erde vorhanden, da ist sie auch empfänglich, die Aussaat ist reich und unermüdet setzte Björnson seine Tätigkeit fort. Vieles von seiner Saat hat er ja selber noch aussprechen gesehen; und manches wird noch aufgehen und diese Frucht wird späteren Geschlechtern zugute kommen.

Björnson wurde am 8. Dezember 1832 in einem Tale des Dovrefjæld zu Sivtne, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Es

war eine öde unfreundliche Gegend, wo der Knabe bis zum schulpflichtigen Alter heranwuchs. Als er sechs Jahre alt war, wurde der Vater nach Ræffel in Romsdalen, der wegen ihrer Schönheit berühmtesten Gegend Norwegens versetzt. Hoch und mächtig stiegen hier zu beiden Seiten des Tales die Felsen mit kühngeformten Zinnen empor, die nach und nach, während die Ebene sich senkte und man sich dem Fjord nähert, in immer merkwürdigeren Bildungen dem Auge erscheinen. Keine andere norwegische Gebirgslandschaft läßt sich mit Romsdalen vergleichen. Zudem ist hier der Boden ungemein fruchtbar; und demzufolge wohnt hier ein Volk, zahlreich an Köpfen und wohlhabend. Natürlich blieb dies Bild nicht ohne Einfluß auf des Knaben Gemüt. Die großartige Natur und das bewegte Volksleben erfüllten die empfängliche Seele des reichbegabten Jungen. Nach der kleinen Stadt Molde in die gelehrte Schule geschickt, organisierte er Vereine unter seinen Kameraden und wurde bald eine Art Führer der lernenden Jugend. Er selbst las alles, was ihm von Dichter- und Geschichtswerken vor Augen kam und es gab wohl nichts an heimlicher Volksliteratur, das er nicht kannte. Siebzehn Jahre alt, kam Björnson nach Kristiania, um sich zum Studentexamen vorzubereiten. Hier führte er ein geistig vielfach bewegtes, stürmisches, übermütiges Jugendleben. Hier packte ihn auch das Theater mächtig an. Als der zwanzigjährige Student ins Elternhaus zurückkehrte und dort ein Jahr verbrachte, tat sich das Volksleben in neuer Beleuchtung seinen Augen auf. Er lebte mit dem Volke und dichtete ihm Lieder, die oft von den Bauern auswendig gelernt und gesungen wurden. Nach Kristiania zurückgekehrt, trat Björnson hauptsächlich als Theaterkritiker auf, schrieb mit der ganzen Gewaltigkeit genialer Jugend, mit der ganzen Ungerechtigkeit eines angehenden alles über den Haufen werfenden Dichters und erwarb sich viele Feinde. Nebenher und unter bunten Studien literar-philosophischer Art begann sein Talent für die Bühne zu keimen. Ein paar Aufzüge in die Nachbarkländer, zuerst eine Studentensahrt nach Upsala, unmittelbar danach ein längerer Aufenthalt in Kopenhagen brachten seine verschiedenen dichterischen Anlagen in Schuß.

Hatte er zuvor in kurzen, echt volksliederartigen Idrischen Gedichten seinen Schaffensdrang, wenn auch nicht befriedigt, so doch beruhigt, so schrieb er jetzt sein dramatisches Erstlingswerk: „Zwischen den Schlachten“, ein kleines ernstes Schauspiel in einem Aufzuge, das eine Episode aus den norwegischen Bürgerkriegen des frühen Mittelalters behandelt. Es war im Gegensatz zu den breitrollenden wortreichen Jambendramen aus der Dehlenschlägerischen Schule in knapper schroffer Prosasprache geschrieben und leitete somit überhaupt eine neue Form des nordischen Stils ein.

Indessen wurde Björnson sein Beruf, Bauernnovellen zu schreiben, immer klarer. Schon hatte er anonym mehrere kleinere Erzählungen veröffentlicht. Da gab er 1857 „Sjunde Solbakk“ heraus. Dies Erstlingswerk war auch sein erster Sieg und fand begeisterte Aufnahme, vornehmlich in Dänemark, kraft der Ursprünglichkeit, der Reueheit des Stoffes und der Darstellungsweise. In der Folge hat dann Björnson zahlreiche Schöpfungen auf diesem Gebiet gegeben. Sie sind einzeln nacheinander in deutschen Uebersetzungen erschienen und schließlich vor einigen Jahren im Verlag seines Schwiegerjohns Albert Vangen in München in drei starken Sammelbänden vereinigt worden.

Dann folgten Dramen. Zunächst solche, die er, gleich den Novellen auf nationalem Boden und in Zeiten vor sich gehen läßt, in denen das Nordgermanen- und Heidentum von dem eindringenden Südgermanen- und Christentum in noch helleres Licht gestellt wird, ohne daß man sagen könnte, der Dichter hätte tendenziöse Partei für das eine oder das andere genommen, oder die relative Berechtigung des einen oder des anderen geleugnet. Es waren die Dramen „Sigurd Stembe“ und „Arnljot Selline“, überall derselbe Typus: der geborene Håupling, zum Wohlthäter geschaffen, dem man aber sein Recht vorenthält, und der durch all das Unrecht, das er erleidet, gezwungen wird, obwohl er das Beste will, auf dem Wege zu diesem Ziel eine ganze Menge Böses zu verüben. In die Zeit nun, wo Björnson zweimal Theaterdirektor war (1857—1859 in Bergen, 1865—1867 in Christiania) fallen zwei Dramen aus seinem ersten Lebensabschnitt, „Maria Stuart“ und das Lustspiel „Die Reuermächten“, deren letztgenanntes sowohl in der Heimat wie auch in Deutschland Erfolg errang.

Allmählich hatten sich auch die Einflüsse der modernen Zeit in Norwegen geltend gemacht. Anfangs der sechziger Jahre entstand eine neue geistige und literarische Bewegung, die ihre Nährkraft von Frankreich erhielt. Alle Ideen dieser Epoche waren zwar in Björnsons Dichtergeist eingebrungen, ohne daß er sich ihrer indes sonderlich bewußt gewesen. Dann lag mit einem Male die moderne Welt vor seinem Blick. Er besam, wie er es einmal in einem Privatbrief ausdrückte, „die Augen, die sahen, die Ohren, die hörten“. Er erkannte die Bedeutung des 18., aber auch die ungleich gewaltigeren Aufgaben des 19. Jahrhunderts. Ueber dieser Klärung verstrichen mehrere unproduktive Jahre. Dann sprang Björnson mit dem Schauspiel „Ein Fallissement“ mitten ins moderne Leben hinein. In diesem Schauspiel behandelt er als erster in Norwegen ein kapitalistisches Problem: die Tragikomödie des Geldes. Dies Drama wurde 1874 auch in Deutschland und zwar in Berlin erstmalig gegeben, ohne

freilich hier irgendwelche bemerkenswerte Umwandlung zu bewirken. Gleichzeitig mit dem „Fällissement“ erschien „Der Redakteur“: eine leidenschaftliche Satire auf nordische Prekverhältnisse. Und dann folgten Schlag auf Schlag: „Der König“, worin politische Fragen behandelt sind, ferner „Das neue System“, „Leonarda“ sowie mehrere Novellen.

Hand in Hand mit seinem dichterischen Schaffen und seiner praktischen Tätigkeit als Theatermann geht seine politische und journalistische. Schon in jungen Jahren war Björnson einmal Redakteur gewesen. Nun, zwischen 1866 bis 1867, war er als Leiter des „Norwegischen Volksblattes“ einer der eifrigsten Widersacher des sogenannten „Unionsvorschlages“, der den Zweck hatte, Schweden und Norwegen in nähere Verbindung zu bringen. Gleichzeitig tritt er als Redner, als Agitator auf. Und so ist Björnson bis an sein Ende geblieben: ein leidenschaftlicher Polemiker, ein fanatischer Volksredner. Es ist erstaunlich, der Kopf wirbelt einem von all dem, worüber er geschrieben und geredet. Beiläufig an 10 000 Druckseiten sollen diese Artikel und Aufsätze füllen. Viel er schiebt Kraft auf Verhältnisse und Sachen einsetzte, die mit der Dichtkunst nichts zu tun hatten, so kommt es, daß er innerhalb 17 Jahren nur sieben Bände neuer Dichtungen veröffentlichte.

Freilich, was er hierin gab, war wohl das Bedeutendste. Es sind das die beiden großen Thesenromane: „Man flaggte“ und „Auf Gottes Wegen“, weiter „Neue Erzählungen“, worunter die letzte, „Absalons Haar“ das Buch beherrscht. 1883 veröffentlichte Björnson zwei neue Schauspiele: „Ein Handschuh“ und „Ueber unsere Kraft“, erster Teil. Dies gewaltige Doppeldrama ist ja auf unseren Bühnen heimisch geblieben; desgleichen das politische Schauspiel „Paul Lange und Tora Parsberg“. Dagegen hat sich „La-boremas“ nicht gehalten. Uebrigens ist dies soziale Stück nicht das letzte geblieben. Björnson hat noch mehrere Dramen hinterlassen.

Wie sein Eintritt in die literarische Arena seines Heimatlandes von gewaltiger Nachwirkung begleitet war, so wird mit seinem Hinscheiden seines Geistes Spur nicht verlöschen. Sein Name bedeutete soviel wie die norwegische Flagge, sagt Brandes. Er war in seinen Vorzügen und Fehlern, seinem Genie und seinen Schwächen so ausgeprägt national wie Voltaire für Frankreich oder Schiller für Deutschland. Er war einer der größten Kampfdichter unserer Zeit: Priester, Tribun, Erzieher: — alles in einem.

Ich lebte mehr, als daß ich sang;
ich glaube, Troll und Lust umschlang
mich, wo ich war zu Gast.
Dabei zu sein, wo's nötig war,
das galt mir allzeit mehr für wahr,
als was die Feder sagte.

Der Bär ist in die Unterweltshöhle zum ewigen Winterschlaf gegangen; das Sternbild ist erloschen; aber sein Nachglanz wird uns verbleiben. E. K.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Die Erfindung der Eisentechnik ist seit mehreren Jahren Gegenstand einer gelehrten Kontroverse, die jetzt zu einem gewissen Ergebnis geführt zu haben scheint. Wir geben nachstehend einige Ausführungen des Dr. W. Beld in Frankfurt a. M. wieder, der diese Diskussion hauptsächlich in Fluß gebracht hat. Die Ueberlegenheit des Eisens über die den Alten bekannten Bronzearten gründet sich nicht auf die Eigenschaften des Schmiedeeisens, das der harten Bronze an Güte vielfach erheblich nachsteht, sondern sie hängt in erster Linie von der Existenz des gehärteten Stahls ab. Was den Ursprung der Stahlfabrikation angeht, so lassen uns die historischen Quellen bisher gänzlich im Stich. Es scheint, daß die Kenntnis der betreffenden Technik Geheimnis der Sippe blieb, das unter keinen Umständen preisgegeben wurde. Selbst Plinius weiß davon nichts zu berichten, obwohl er die Verfertiger guten Stahls kannte. Sonach wären gewisse Bibelstellen, in denen von den „eisernen“ Sichelwagen der Kanaaniter die Rede ist, die ältesten direkten Nachrichten über die Verwendung von Stahl. Beld zweifelt nicht, daß es sich hier nur um stählerne Sichel gehandelt haben kann, aus Bronze hätte sich diese fürchterliche Kriegswaffe kaum herstellen, geschweige denn während der Schlacht in dauern-dem Gebrauch erhalten lassen. Der Fabrikation solcher meter-langer Stahlsicheln muß schon eine Herstellung von anderen Waffen und landwirtschaftlichen Geräten aus Stahl vorhergegangen sein, so daß uns die Erwähnung der Sichelwagen direkt in eine schon hochentwickelte Stahlindustrie hineinführt. Die Zeit der Erwähnung ist das 13. Jahrhundert vor Chr. Nun ist unbestritten, daß die Assyrer-Babylonier das Eisen überhaupt erst in späterer Zeit kennen lernten. Betreffs der Ägypter sind die

Meinungen ziemlich geteilt. Vereinzelt hat man bei ihnen Eisen gefunden, und man sieht auf ägyptischen Gemälden in der Hand von Männern gewisse Gegenstände von blauer Farbe, was eventuell als Eisen, aber auch als Arsenbronze gedeutet werden kann, und schließlich auch ganz andere Auslegung zuläßt. Luschian hat versucht, den Nachweis zu führen, daß die Produktion von Schmiedeeisen bei der schwarzen Bevölkerung Afrikas seit uralten Zeiten bodenständig war, und daß Ägypten gleichsam als Vermittler diese Kenntnis an die Länder des Mittelmeers weitergegeben hat. Trotz all der widerstreitenden Ansichten scheint in diesem Punkte aber doch einigermaßen festzustehen, daß von einer irgendwie nennenswerten Stahlindustrie in Ägypten nicht die Rede gewesen ist. Es bleibt also der Umstand zu erklären, daß eine solche Industrie, und zwar von vorgezeichnetem Umfang, bei den Kanaanitern bekannt war. Man wird zu der Annahme gedrängt, daß sie gar nicht in Palästina vor sich gegangen sein kann, weil sie den Ägyptern so unbekannt blieb, sondern anderwärts, und daß sie von dort her erst kurz vor der Einwanderung der Israeliten importiert wurde. Alle diese Daten stimmen für das Volk der Philister, das von allen Forschern als ein erst in verhältnismäßig später Zeit eingewanderter Stamm betrachtet wird. Nimmt man an, daß die durch die wiederholten Kriege mit den ketittischen Großkönigen herbeigeführte Schwächung der ägyptischen Vorherrschaft in Syrien und Kanaan von dem Inselvolk der Philister zu ihrer Invasion und allmählichen Etablierung der fünf philistäischen Fürstentümer benutzt wurde, und daß dann etwa 50 Jahre später der Einbruch der israelitischen Horden von Osten her erfolgte, so erklärt es sich vollkommen, daß in der Zwischenzeit die Erzeugnisse philistäischer Eisen- und Stahlindustrie Eingang und Verbreitung bei ihren nächsten Nachbarvölkern, eben den Kanaanitern, gefunden hatten, so daß die Israeliten sie dort kennen, bewundern und fürchten lernten, ohne daß doch auch unbedingt schon die weiter entfernten Völker, wie Babylonier und Assyrer, oder die kaum Auslandshandel treibenden Ägypter davon Kenntnis erhalten haben mußten. Beld fügt hierzu noch die Annahme, daß die Philister von der Insel Kreta herübergekommen seien, und daß die dortigen Anfänge der Stahlfabrikation etwa in die Zeit von 1800 bis 1600 vor Chr. gesetzt werden könnten. Daraus würde folgen, daß auch die vorausgehende Technik des Schmiedeeisens älter ist, als bisher angenommen, also rund ab 2500 vor Chr. datiert. A. K.

Astronomisches.

Swante Arrhenius über den Mars und seine vermeintlichen Kanäle. Zu der soviel umstrittenen Frage der Marskanäle ergreift nun auch Professor Swante Arrhenius in Stockholm das Wort. Der berühmte Chemiker und Astrophysiker hat seine interessanten Ausführungen dem „Kosmos“ in Stuttgart zu gehen lassen, der sie im vierten Hefte seines „Handweisers“ veröffentlicht. Sie gipfeln in dem auf Grund der niedrigen Marstemperatur und des geringen Wasserdampfgehaltes seiner Atmosphäre gefällten Urteil, daß der Mars eine tote Welt ist, ohne lebende Organismen oder gar denkende Wesen. Somit können die vermeintlichen Kanäle auch nicht von intelligenten Marsbewohnern künstlich angelegt sein. Sie entsprechen vielmehr Erdbessenspalten bei uns, die nahezu oder ganz geradlinig verlaufen wie die Straßenysteme und die Klüften auf dem Monde. In ihren Schnittpunkten aber, von denen sie ausstrahlen, liegen die Einsturz-zentren, die tiefsten Stellen der Marsoberfläche, in denen Lowell Binnenseen oder Oasen zu erblicken geglaubt hat. Die absolute Geradlinigkeit und die Regelmäßigkeit in der Verteilung der Kanäle bestreiten Gerull und Antoniad nach ihren Beobachtungen; danach handelt es sich um Reihen von dunklen Flecken, deren Bilder im Auge leicht zu geraden Linien verschmelzen. Darüber sind fast alle Forscher einig, daß die roten Partien, die den größten Teil der Marsoberfläche ausmachen, ausgedehnte Wüsten mit stark kalzhaltiger Erde sind, auf denen sich Massen von Meteoriten oder von meteorischem Staub abgelagert haben. Der Stoff der Meteoriten ist höchst eisenhaltig und diese Eisenteilchen werden von dem in der Marsluft nachgewiesenen Sauerstoff oxydiert. Dadurch entsteht Eisenoxyd, das je nach der Körnergröße und dem Grade der Befestigung verschiedene Farben aufweist. Das Verschwinden der „Kanäle“ im Winter und ihr späteres Wiederscheinen beim Schmelzen oder Verdunsten der Polarlatalote, wobei sie vom Pol nach dem Äquator vorrücken, wird erklärt, ebenso die bei 12 Proz. nach gewiesene scheinbare Verdoppelung. Parallele Erdbessenspalten sind nämlich sehr gewöhnlich, und Reihen von Seen entlang solcher Spalten finden sich z. B. außerordentlich häufig in Skandinavien. Auf dem Mars ist eigentlich nur ein einziges Weltmeer vorhanden: das größtenteils von Inseln und bisweilen völlig vom Wasser entblößten Untiefen erfüllte Südmeer (Mars australis) auf seiner Südpolinsel. Auch die darauf bezüglichen Bahnehmungen erörtert Arrhenius, indem er dabei — wie für seine Darstellung der Verhältnisse auf dem Mars überhaupt — ausschließlich die von unserer Erde bekannten physikalischen und chemischen Gesetze zugrunde legt.